



ÜBERLEBEN DURCH MULTIPLE IDENTITÄTEN

Zerrieben zwischen serbischem und albanischem Nationalismus sind es die kleinen Minderheiten des Kosovo, die am meisten unter den Auseinandersetzungen der letzten 15 Jahre zu leiden hatten. Ein Besuch bei den Goranci im äußersten Südwesten des Kosovo zeigt, dass auch in Österreich weiter mit Asylwerbern aus der Region zu rechnen ist.

Text und Fotos Thomas Schmidinger

Am Hauptplatz der südkosovarischen Kleinstadt Dragash erwartet mich eine kleine Überraschung. Ein österreichischer Panzer steht hier, besetzt mit einigen oberösterreichischen KFOR-Soldaten, die gerade hier sind, um die Gegend zu erkunden, und sich darüber freuen, an diesem abgelegenen Ort auf Landsleute zu stoßen. „Sonst kontrollieren die Türken die Gegend“, meint einer der jungen Soldaten, der sich schon darauf freut, bald wieder zu Hause in Linz zu sein: „Wir sind hier nur auf Erkundigung in Richtung albanische Grenze.“ Wie es der Bevölkerung hier geht, können die Österreicher deshalb auch nicht sagen: „Da müsst ihr schon die Leute hier fragen“ – und genau das hatte ich sowieso vor.

Im Rathaus treffe ich den überaus freundlichen Vizebürgermeister der Großgemeinde Dragash, zu der sowohl die südliche Gemeindegälfte „Gora“ mit ihren ausschließlich von Goranci besiedelten Dörfern gehört, als auch die nördliche Hälfte „Opolje“, deren Siedlungen hingegen einheitlich von AlbanerInnen bewohnt werden. Die Stadt Dragash selbst hat eine gemischte Bevölkerung. In den sechziger Jahren noch fast vollständig von Goranci besiedelt, stellen mittlerweile die AlbanerInnen die Mehrheit. Vizebürgermeister Sabidin Cufta ist im Gegensatz zum Bürgermeister Angehöriger der Goranci, auf Deutsch meist

als Goraner bezeichnet. Als Muslime, die jedoch einen slawischen Dialekt mit einer Reihe türkischer Wörter sprechen, passen die weltweit vielleicht 30.000 Goranci weder in das Weltbild des albanischen noch des serbischen Nationalismus. Schon im alten Jugoslawien wanderten viele in die Städte aus, wo sie als ausgezeichnete Konditoren berühmt wurden. Viele verließen ihre ökonomisch desolate Bergregion auch in Richtung Deutschland, Italien oder Österreich, kehrten dann aber immer wieder im Sommer zurück, um hier zu heiraten, die Familie zu treffen oder ein Haus zu bauen. „So viele Goranci wie in den letzten Jahren haben die Gegend aber noch nie verlassen“, erzählt Vizebürgermeister Cufta etwas resigniert: „Die Leute hier haben überhaupt keine Perspektive mehr. Wir waren eigentlich immer Bauern und Hirten. Bevor die Probleme angefangen haben, gab es in Gora 120.000 Schafe, heute sind es nur noch 5000.“ Auch eine Textilfabrik, die vor dem Krieg 1000 Arbeitskräfte beschäftigte, hat längst ihre Produktion eingestellt.

Aber die Abwanderung hat nicht nur wirtschaftliche Ursachen. Seit dem Krieg von 1999 kommt es immer wieder zu Anschlägen und Gewalttaten gegen Goranci. Besonders zu leiden hatten jene, die in albanisch dominierte Städte gezogen waren und heute als Flüchtlinge in Serbien, Mazedonien oder Österreich leben. →



Ein 50 Jahre alter Goraner, der in Prishtina eine Konditorei hatte, lebt heute in einer Flüchtlingspension in der Steiermark. Während des Krieges war er wie alle wehrfähigen männlichen Goranci zur jugoslawischen Armee einberufen worden: „Sie zwangen uns, am Krieg teilzunehmen, aber wir haben uns nichts zuschulden kommen lassen“, erklärt der anonym bleiben wollende Mann. Drei enge Familienangehörige, darunter einer seiner Söhne, wurden seit 1999 ermordet. Über die Zukunft der Goranci im Kosovo macht er sich keine Illusionen: „Wenn der Kosovo unabhängig wird, werden sie uns alle umbringen!“

Alija Abdi, wichtiger Politiker der Lokalpartei Gradanska Inicijativa Gora (Bürgerinitiative Gora, GIG), weiß von insgesamt 52 Anschlägen seit 1999 zu berichten: „Kein einziger Täter wurde gefunden oder gar verurteilt. Ist es da verwunderlich, dass wir uns unsicher fühlen?“

Der jüngste Anschlag fand in der Nacht vom 27. auf den 28. Juli 2006 statt. Im Erdgeschoß des Hauses von Rushtem Agushi, eines Rückkehrers aus Serbien, wurde eine Bombe gezündet, während er, seine Frau und seine Tochter im oberen Geschoß des Hauses waren. Rushtem Agushi war vor 1999 Polizist.

Aber nicht nur ihm wird nun, nachdem nicht mehr serbische, sondern albanische Nationalisten das Sagen im Kosovo haben, vorgeworfen, mit „den Serben“ kollaboriert zu haben. Hinter Brod, dem letzten Dorf von Gora, ehe man über die Berge nach Mazedonien spazieren kann, komme ich mit Enver Bahtijari ins Gespräch. Der nette Lkw-Fahrer aus Bllac im nördlichen, also albanischsprachigen Teil der Großgemeinde Dragash, hat 12 Jahre in Linz gelebt. Heute hat er hier ein erfolgreiches Fuhrunternehmen. „Einmal im Jahr fahre ich nach Österreich auf Urlaub“, erzählt er. Obwohl er in seiner Freizeit oft in die Berge zu den Goranci fährt, sagt er: „Wir haben hier keine Probleme zwischen Goranci und Albanern. Aber während der Herrschaft der Serben



sind sie auf deren Seite gestanden. Während wir vertrieben wurden, sind sie gekommen und haben unsere Häuser ausgeraubt.“ Vizebürgermeister Cufta hält diese Geschichte für albanisch-nationalistische Propaganda: „Wir waren nie auf Seiten des serbischen Nationalismus und versuchen jetzt im neuen Kosovo mitzuarbeiten.“ Tatsächlich hat seine Partei Vakati – das goranische Wort türkischer Herkunft für „Zeit“ – wesentlich bessere Beziehungen zu den albanisch dominierten Autonomiebehörden als die etwas kleinere zweite Goranerpartei GIG. So ist es nicht zuletzt auch die politische Uneinigkeit der Goranci selbst, die ihnen politische Erfolge oft verunmöglicht. Unter den in der Region ganzjährig verbliebenen 8000 Goranci gibt es heute sogar zwei unterschiedliche Schulsysteme. Während in Dörfern, die von der GIG dominiert werden, nach dem alten jugoslawischen Schulsystem von 8 Jahren Pflichtschule und 4 Jahren Gymnasium unterrichtet wird und die Gehälter der Lehrer aus Serbien stammen, wird in den von der Vakati dominierten Gemeinden nach kosovo-albanischem Schulsystem mit 9 Jahren Pflichtschule und 3 Jahren Gymnasium unterrichtet. Die dortigen Lehrer beziehen ihren Gehalt aus Prishtina.

Wir sind nicht proserbisch.

Vizebürgermeister Cufta wirft denn auch der GIG vor, „proserbisch“ zu sein, während seine Partei sich mit den neuen Verhältnissen arrangiere. Alija Abdi von der GIG will diesen Vorwurf nicht auf sich sitzen lassen: „Wir sind nicht proserbisch. Wir sind aus einer Bürgerinitiative entstanden und kümmern uns ausschließlich um die Belange der Goranci hier in Gora. Von unseren politischen Gegnern wird uns immer wieder der Vorwurf gemacht, proserbisch zu sein, aber wir sind einfach nur pro-Gora!“ Die Beschuldigung, auf Seiten der Serben zu stehen, macht den freundlichen jungen Mann sichtlich wütend: „Sehen Sie, wir respektieren die Institutionen des Kosovo. Unser Parteivorsitzender Rushtem Ibishi sitzt sogar in Prishtina im Parlament. Aber das Problem ist, dass diese Institutionen nicht funktionieren. Wenn Polizei und Justiz keinen einzigen Überfall auf uns Minderheiten aufklären können oder wollen, wenn alle politischen Positionen nur noch ethnisch dominiert werden, was soll ich als Angehöriger einer Minderheit dann von diesen Institutionen halten?“

definierten sie sich selbst im ehemaligen Jugoslawien nach 1945 bei Volkszählungen mehrheitlich als Türken, später als „ethnische Muslime“, gelegentlich auch als Mazedonier – und manch einer fühlt sich auch als Bulgare, da einer der weit verbreiteten Herkunftsmythen der Goranci sich darauf bezieht, dass ihre Vorfahren aus Bulgarien vertriebene Bogumilen gewesen wären. So scheint es kein Problem zu sein, auch mehrmals in seinem Leben eine ethnische Identität zu wechseln. Wenn es denn jetzt opportun ist, dann kann es auch mal eine bosnische sein. In einem sind sie sich aber einig: Sie würden gern weiter hier in ihren Bergen leben können oder – wenn sie schon im Ausland arbeiten müssen – wenigstens ihre Sommer oder ihre alten Tage in den Bergen von Gora verbringen.

In Restelica, im äußersten Süden näher bei Albanien und Mazedonien als bei der Stadt Dragash, zieht ein Hochzeitszug durch den Ort. „Im Sommer“, erzählt mir ein alter Mann, der sich nach seinen Arbeitsjahren in Deutschland hier als Fotograf zur Ruhe gesetzt hat, „im Sommer kommen auch die Jungen immer wieder hierher, um zu heiraten.“ Der Bauboom vor Ort zeigt, wie wild entschlossen sie sind, dass das auch in Zukunft so bleiben soll.

